

***BAUEN – AUCH AUS DEM BAUCH HERAUS:  
PLÄDOYER FÜR DIE ARCHITEKTONISCHE INTUITION***

Verehrte Damen, verehrte Herren

Die Einladung zum 26. Engelberger Symposium habe ich mit Respekt und Dank angenommen. Ich freue mich, vor Ihnen sprechen zu dürfen.

Mein Thema: „Bauen – auch aus dem Bauch heraus: Plädoyer für die architektonische Intuition“.

***1 Intuition als Segen***

Intuitiv spüren wir das Wesen, die Bedeutung, die Zauberkraft der Intuition. Sie fliegt uns still und überraschend wie ein Engel zu, bewältigt ein vertracktes Problem und lässt uns beschenkt und beglückt zurück.

Wir erlebten es ungezählte Male und wissen gleichwohl nicht, wie uns geschah.

Aber unser Gedankenknäuel war entwirrt, die blockierte Münze gefallen, der Ausweg gefunden. Wir fühlten uns erleichtert, erleuchtet, erlöst und wussten im Labyrinth der Zweifel, genau so geht es lang.

Die Intuition kommt aus der Gegenwelt der rationalen Methoden, der objektiven Entscheide und der im dramatischen Sinne des Wortes todsicheren Computersimulationen. Ohne die wunderbare Gegenwelt wäre die Welt, jedenfalls glaube ich das, noch schrecklicher und hässlicher. Das Bauchgefühl hindert den Kopfverstand daran, auch noch die allerletzte Dummheit zu begehen. Die Intuition ist der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kultur und uns allen persönlich ein Segen, den wir nicht hoch genug schätzen und nicht häufig genug erbitten können. Darum lautet der Untertitel meines Referats „Plädoyer für die architektonischen Intuition“.

Noch treffender:

„Lobrede“, „Philippika“ oder „Brandrede“.

Sie merken es an der Heftigkeit: Ich bin bei meiner ureigenen und leidenschaftlich ausgeübten Arbeit angelangt.

***2 Beispiel Klosterplan St. Gallen***

Lassen Sie mich zunächst begründungslos behaupten:

Der Unterschied zwischen guter und schlechter Architektur besteht darin, dass die gute Architektur der Intuition vertraut, die schlechte darauf verzichtet.

Das ist kurz und bündig. Doch ich bin überzeugt: es ist auch richtig.

An einem Ort wie diesem, dem grossartigen Kloster Engelberg, liegt es nahe, als Beispiel für meine Auffassung auf den berühmten St. Galler Klosterplan hinzuweisen. Er entstand im Kloster Reichenau

in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts auf Pergament; das genaue Datum ist ungeklärt. Aufbewahrt wird er in der Stiftsbibliothek St. Gallen.

Im Plan eingezeichnet sind die Grundrisse der Kirche, der Sakristei, der Schreibstube, der Abt-Wohnung und der Mönchs-Unterkünfte, der Ökonomiegebäude. Wir sehen an die fünfzig genau beschriebene Gebäude und die Gartenanlagen. Es handelt sich um den idealen Plan für ein Kloster, der so nicht umgesetzt wurde, sondern als Empfehlung diente und als solche auch von praktischem Nutzen war. Anstatt von einem Klosterplan, wäre besser von einem Raumprogramm, einen Organisationsschema zu sprechen.

Der ideale und funktional organische Plan für einen Klosterbezirk wurde von Baumeistern an ungezählten Orten und zu verschiedenen Zeiten variantenreich je nach Grundstück, Bedürfnissen und wohl auch nach den vorhandenen finanziellen Mitteln realisiert.

Zur architektonischen Ausformung und Materialisierung sagt der vielleicht älteste und sicher älteste noch vorhandene Klosterplan nichts. Über die jeweilige Konkretisierung der Grundidee entschieden die Bauherrschaft und die Baumeister. Die Klöster weisen äussere und innere Gemeinsamkeiten auf, gleichen sich jedoch nicht bis zur Verwechselbarkeit.

Das Unverwechselbare ist sowohl das Resultat rationaler Planung als auch der intuitiven Vorgehensweise. Anders lassen sich Fragen der Ästhetik nicht beantworten.

Nach meiner Kenntnis gibt es eine Schönheitsformel, nämlich „a Maior dividiert durch b Minor gleich in Klammern a addiert mit b und dividiert durch a“. Ich meine den Goldenen Schnitt, der als ideales Prinzip ästhetischer Proportionen gilt.

Erwähnen könnte ich auch den Modulor von Le Corbusier: den Versuch, die Architektur nach dem Mass des Menschen mathematisch zu ordnen. Die Formel ist noch komplizierter.

Aber selbstverständlich taugen Formeln nicht dazu, in jedem Fall Schönheit zu erzielen. Vertrauen in die Intuition ist zwingend notwendig.

Wäre bei den Klosterbauten ausschliesslich den funktionalen Empfehlungen des St. Galler Klosterplans gefolgt worden, böten die Klöster keinen berührenden, ja packenden und begeisternden Eindruck.

Engelberg, Einsiedeln, Disentis, Hauterive sähen aus wie eine Ansammlung grösserer und kleinerer Wohnungs- und Arbeitsplatzbehälter. Unser Symposium fände anderswo statt.

### **3 Fehlender Weitblick**

In der profanen Schweiz wird, wie in jedem anderen Land, nicht nach einem Idealplan gebaut. Das Baurecht bestimmt. Das Recht auf eine Rendite bestimmt mit.

Die verhäuselte Schweiz, die betonklotzigen Städte und die sich durch Wiesen und Äcker fressenden Agglomerationen kennen wir.

Die Zahl der Baurechtsverletzungen ist nicht alarmierend, die Zahl der Verschandelungen sehr wohl.

Wenn **nur** darauf geachtet wird, die Vorschriften für Traufhöhen und Dachneigungen zu respektieren, für Bauabstände und Ausnützungsziffern, für Brandschutz und Parkplätze, schiessen Bauten und Siedlungen aus dem Boden, die zwar rechtens, aber einzeln und im Gesamtbild bedrückend sind, beängstigend die Frage aufwerfend, wie bedrohlich die weitere Entwicklung verläuft. Das kalte Renditedenken verschärft die Sorge.

Ich möchte richtig verstanden werden: Bauvorschriften und raumplanerische Vorgaben sind notwendig und einzuhalten. Bauliche Investitionen müssen langfristig rentabel sein. Einem Interesse jedoch,

das sich auf Legalität und Rentabilität beschränkt und sich mit dem Tunnelblick nur am eigenen Grundstück orientiert, fehlt die wichtige Komponente des gesamtverantwortlichen Weitblicks. Braucht es bessere, zukunftstauglichere Rahmenbedingungen durch den Gesetzgeber? Ja, keine Frage. Müssen die baurechtlichen, städteplanerischen und raumplanerischen Regelungen griffiger, zielgenauer werden? Ja, keine Frage.

Doch diesen Feststellungen füge ich aus meiner Erfahrung einen Nachsatz bei, der wieder direkt auf unser Thema der Intuition zusteuert:

Bauen ist auch eine Sache der individuellen Kultur und des individuellen Charakters. Da reichen Gesetze nicht hin. Auf Erziehung und Bildung kommt es an und auf eine Zivilgesellschaft, die sich wehrt. Eine Utopie?  
Meine Hoffnungen waren stets stärker als die Zweifel.

*Dass der Sachzwang an die Stelle von Gottes Wille gerückt ist, hielt ich nie für der Weisheit letzter Schluss.*

#### **4 Bauherren und Baumgremien**

Meine Tätigkeit als Architektin ist geprägt von der Erfahrung mit zwei Epochen: der Epoche der Bauherren und dann mit der Epoche der Baumgremien.

Galt früher der Dialog, so gilt heute die Anordnung; der Mut löste sich in Angst auf, die Kühnheit in Verzagen. Nach dem Tag herrscht nun die Nacht. Mit den Bauherren kämpfte ich für meine Pläne, mit den Baumgremien kämpfte ich für die Anerkennung meines Berufs. Ausführende Bauzeichnergehilfin kann es ja nicht sein. Und wenn: nach mir.

Meine wichtigsten und überragenden Bauherren waren Theo Luther vom Altersheim Mollis, Ernst Bieri von der Bank Julius Bär, Robert Holzach von der Schweizerischen Bankgesellschaft und Walter Haefner von der AMAG. Sie qualifizierten sich durch ihre hohen Ansprüche, ihre klaren Meinungen, ihren markanten Willen. Sie verfügten über einen weiten Interessenshorizont, dachten in grossen Zusammenhängen und schätzten den offenen Dialog auf Augenhöhe mit den Partnern. Sie waren, einfach gesagt, alles andere als einfach.

Aber sie waren fabelhaft.

Sie erwarteten starke, ungewöhnliche Anregungen und keine Null-Acht-Fünfzehn-Patentrezepte. Querdenkerische Vorschläge regten zur Diskussion an. Meinen verehrten Bauherren war die Freude eigen, zu motivieren, und die Souveränität, auch über Unsicherheiten der Architektin konstruktiv und nicht tadelnd zu reden.

Ging es um Entscheide, auch um solche in Millionenhöhe, forderten sie fürs Gelingen keine Aktenstösse mit mehrfach geprüften und nochmals nachgeprüften Berechnungen, mit Zweit-, Dritt- und Fünft-Meinungen, mit notariell beglaubigten Garantie-Erklärungen. Das Allernötigste genügte. Denn die Bauherren schenkten **Vertrauen** und folgten dabei ihrem Urteilsvermögen und ihrer Intuition, die sie auch öffnete für neue architektonische Wege.

Bauherren inspirieren und fördern innovative Architektur-Leistungen. Baumgremien lähmen.

Mit ihnen tritt die Bauherrschaft mehrköpfig auf. Die Willensbildung verläuft auf langen und verschlungenen Pfaden. Geübt wird der Echternacher Pilgerschritt mit zwei Schritten vor und einem zurück. Jedes Gremienmitglied sichert sich nach allen Richtungen ab. Architektonische Visionen werden als Gefahren erkannt und nicht als Chancen. Kostenminimierung und Renditemaximierung sind das Leitmotiv. Controlling geht vor Vertrauen.

Nicht für die Sitzungen, aber für die Bauausführung können die Zeitvorgaben nicht eng genug sein.

Unter solchen beengenden Bedingungen haben es architektonische Würfe schwer. Ihre Ecken und Kanten schleift die Kompromiss-Maschine ab. Der kleinste gemeinsame Nenner ist das höchste aller Ziele. Der Architekt, früher mit den Bauherren in einer Partnerschaft verbunden, die um die besten Lösungen intelligent rang, ist heute lediglich geschätzt, wenn er den Kreis der ängstlichen Sparfanatiker nicht mit Ideen stört und die konformistischen Beschlüsse ohne zu mucksen zügig realisiert.

Die Bauten sehen entsprechend aus. Eine Beschreibung erübrigt sich. Sie kennen die Klötze, Kisten und Burgen, auch die Einfamilienhaus- und Ferienhaussiedlungen aus dem Konfektionskatalog und seiner seriellen Fantasielosigkeit.

Gerade gemessen an der hervorragenden Architektur-Ausbildung zeigt sich die gebaute Schweiz ernüchternd und besorgniserregend.

Es liegt mir fern, die vergangenen Jahrzehnte durch die rosarote Nostalgie-Brille zu betrachten und zu verherrlichen. Nicht alle Bauherren waren Prachtkerle, nicht alle Baugremien sind des Teufels.

Ebenfalls bin ich fernab der Meinung, der Architektenberuf werde ausschliesslich von Spitzenkräften ausgeübt. Zutreffend jedoch bleibt, dass der rational rechnende und berechnete Neoliberalismus auch die Bautätigkeit erfasst hat. Das findet seinen anschaulichen Ausdruck in den Totalunternehmern, die mit ihrer Bstimmungsmacht zu Lasten der Architekten und der Baukultur dominieren.

## **5 „Singende“ Bauten**

Dieser Verlust fordert mich zum Widerstand heraus.

Ich fühle mich ermutigt von Berufskolleginnen und –kollegen, die sich mit gleicher Leidenschaft für die eine Architektur mit Handschrift und gegen die Gremien-Architektur engagieren, weil sie wie ich menschenwürdig bauen wollen: Wohnhäuser, Geschäftshäuser, Hotels, Altersheime, in denen sich Wohnende und Arbeitende wohlfühlen.

Ich arbeite für Menschen, die kommunizieren, Kreativität entfalten und Wohlbefinden gewinnen wollen. Dafür braucht es Räume. Diese entwerfe und realisiere ich. Ich richte sie auch ein. So perfekt wie nur möglich. Das kann ein Reizwort sein, fälschlicherweise assoziiert mit enormen Kosten. Nein: für mich ist die Perfektion keine Frage des Budgets.

Für mich misst sich die Perfektion an der Funktionalität, genauer: an den Bedürfnissen, die Menschen im gestalteten Raum erfüllen wollen und in ihm häufig gezwungenermassen erfüllen müssen.

Wenn wir uns vorstellen, es gäbe ausschliesslich Architektur, die es ihren Benutzern erlaubt und erleichtert, zu kommunizieren, kreativ zu sein, den ihnen beruflich und privat auferlegten Funktionen zu entsprechen und sich dabei wohlfühlen, dann wäre die Welt ohne Spekulationsobjekte, ohne gebaute Hässlichkeit, ohne Verschandelung der Natur, ohne Fassaden der Gewalt.

Ein Buch, das mich in meinem Credo bestärkt hat und mich bei jeder Lektüre immer neu anregt, ist eine Architekturphilosophie in der Form des platonischen Dialogs.

Geschrieben von Paul Valéry, erschienen 1923, übersetzt von Rainer Maria Rilke unter dem Titel „Eupalinos oder Der Architekt“.

Der Autor unterscheidet zwischen  
„stummen“ Bauten,  
„redenden“  
und den sehr seltenen, die „singen“.

„Diese äusserste Belebtheit“ hänge nicht ab von der baulichen Funktion und Form, sondern vom „Talent des Erbauers oder vielmehr von der Gunst des Musen“.

Die „stummen“ Bauten, sagt Valéry, verdienen Verachtung,  
die „redenden“ Achtung  
und die „singenden“ Bewunderung.

So einfach und gleichzeitig so faszinierend diese Feststellung klingt, so wunderbar ist ihre gedankliche und sprachliche Herleitung und Begründung. Der Leser wird gepackt und einbezogen in den klar geführten Dialog. Die Lektüre sensibilisiert für die eigene Auseinandersetzung mit der Architektur, vermittelt Beurteilungskriterien und ermuntert, hohe Ansprüche zu stellen.

Es müsste für alle Bauenden Pflichtlektüre sein.

Doch es ist schwieriger geworden, die Botschaft der „singenden“ Bauten zu überbringen, darüber zu diskutieren und als Mass der Dinge bei einem konkreten Projekt anzuwenden.

## **6 Gute Architektur ist Schmuggelware**

Zugespitzt formuliert: gute Architektur ist Schmuggelware.

Schönheit und Eleganz haben als stichhaltige Argumente ausgedient. Mit Zahlen unterstützte Nützlichkeit ist Trumpf.

Zum Beispiel:

Wenn ich anstelle einer Treppe eine Wendelrampe bauen möchte, die in einem hohen Raum wie eine spannungsvolle Skulptur wirken würde, stosse ich mit ästhetischen Begründungen auf taube Ohren. Die Behindertengerechtigkeit und die Pflegeleichtigkeit der Rampe muss ich betonen, um die begehbare Skulptur dem Baugremien abzurufen. Ich schmuggle den ästhetischen Mehrwert unter dem Schlagbaum der reinen Zweckdienlichkeit durch. Dass die Wendelrampe, einmal verwirklicht, auch von den Verhinderern begeistert aufgenommen wird, ist der späte Trost. Oder: Will ich im Rahmen eines Umbaus eine einst repräsentative Halle, die mit Einbauten verunstaltet worden ist, in ihren ursprünglichen Zustand bringen, beisse ich mit einem Plädoyer für die Leere als räumliche Qualität auf Granit. Überzeugen kann ich, wenn ich die prächtige Halle zum Begegnungszentrum der Mitarbeitenden erkläre oder zur Passage, dank derer ohne Regenschirm ins Personalrestaurant gesaut werden kann. Die Reverenz an die Harmonie verlangt die List des praktischen Denkens.

Ja, ich bin nolens volens zur sehr erfinderischen Schmugglerin geworden, die in einer brenzligen Situation auch intuitiv nach dem Durchschlupf späht.

Ich möchte Funktionalität raffiniert mit Schönheit verbinden können, damit ein Bau praxistauglich lebt, mit einem unverwechselbaren Charakter „singt“ und sich die Sympathie der Menschen erwirbt.

Die Bauherrschaften erhalten bei Einhaltung der Kosten und Termine einen Mehrwert dessen, was sie sich vorgestellt haben.

Damit strebe ich nicht nach der Liebe auf den ersten Blick. Das wäre modisch und schnell vergänglich.

Meine Architektur soll Liebe auf den zweiten Blick sein, nicht gefällig, sondern herausfordernd und auf einer Angewöhnung bestehend.

## **7 *Quadratur des Zirkels***

Jedes Projekt entwickle ich spezifisch aus den Bauherrenwünschen, aus seiner Funktion, den bewilligten finanziellen Mitteln, seiner Umgebung und aus den baurechtlichen Vorschriften. Das ist eine kreative Quadratur des Zirkels. Aus den Schwierigkeiten hole ich meine Energie. Im Ergebnis entsteht eine Architektur, die als zwingend logisch wirkt: zeitgemäss und mit einem grossen Zukunftspotenzial.

Ich suche mit der Präzision bis ins Detail die stilistische Unverwechselbarkeit. Die von mir verwendeten Materialien müssen echt sein und in der Verwendung ihre Echtheit bewahren. Ich greife gerne auf alte Handwerkstechniken zurück und kombiniere sie mit modernen Methoden: als Liebeserklärung an die Bautradition.

Es ist grossartig, mit Handwerkern zusammenzuarbeiten, die ebenfalls aus der Tradition schöpfen und etwa mit Computern und Lasern zu neuen Interpretationen bereit sind.

Meine architektonischen Visionen entwickle ich, indem ich neugierig und geduldig die im baulichen Umfeld beziehungsweise im Bestand verborgenen Chancen und Grenzen entdecke, mit den Nutzungserwartungen und den übrigen Rahmenbedingungen verknüpfe und allmählich Lösungen heraus Schäle.

Das geschieht im Wechsel von Analyse und Intuition, aus Stapeln von Bleistiftskizzen und der Freude am Spiel mit dem Detail.

Ein Umbau ist für mich nicht einfach ein Umbau, bei dem Veraltetes durch Modernes ausgewechselt wird.

Einen Umbau verstehe ich als Auftrag, den Altbau neu zu interpretieren, um seine Stärken betonen und seine Schwächen beseitigen zu können.

Ich studiere den Bestand neugierig wie ein Detektiv bis in den hintersten Winkel, damit ich die verborgenen Raumqualitäten entdecke und erkenne, welche Veränderungen der Bau erträgt, um seinen Charakter von der besten Seite zu zeigen.

Das Neue steckt im Alten.

## **8 *Auf den Spuren der Intuition***

Das Aufspüren und Nachforschen ist keine exakte Wissenschaft. Nicht allein der Kopf sucht, sondern auch die Seele. Es handelt sich um die Gleichzeitigkeit von Erkennen und Erahnen, von Entdecken und Erspüren. Wäre ich auf messbare Fakten aus, würde ich scheitern.

Es ist, so paradox es klingt, ein hellwaches Traumwandeln auf den Spuren der Intuition.

Ein Zitat von Albert Einstein bringt es auf den Punkt:

*„Wird das Geschaute und Erlebte  
in der Sprache der Logik nachgebildet,  
so treiben wir Wissenschaft;  
wird es durch Formen vermittelt,  
deren Zusammenhänge dem bewussten Denken unzugänglich,  
doch intuitiv als sinnvoll erkannt wird,  
so treiben wir Kunst.“*

Aus der beruflichen Erfahrung und aus dem Wissen um sämtliche Faktoren, die einen Bauplan beeinflussen oder doch beeinflussen könnten, bildet sich eine seismografische Sensibilität für verborgene Zusammenhänge und die in ihnen gespeicherten Lösungen. In den Worten von Louis Pasteur heisst das:

*„Der Zufall trifft nur einen vorbereiteten Geist.“*

Wenn wir die Intuition als eine Variante des gnädigen oder glücklichen Zufalls verstehen, dann gehen die Müssiggänger leer aus. Die Intuition ersetzt die Arbeit nicht, sondern setzt sie voraus.

Selber empfinde ich das Ringen um Lösungen zwar als einen wundervollen und privilegierten Prozess, aber auch als harte, belastende Arbeit. Der Spaziergang am See, unterwegs zu den Musen, sieht aus wie ein freizeitleiches Vergnügen. In Wahrheit absolviere ich einen geistigen Knochenjob.

Auch deshalb, weil ich mich nie mit einer einzigen Lösungsmöglichkeiten zufrieden gebe, sondern mehrere brauche. Erst dann nämlich, wenn ich viele Wege nach „Rom“ kenne, wächst meine Gewissheit, tatsächlich in „Rom“ anzukommen. Aus den vielen Routen wähle ich hin- und hergerissen eine aus, verwerfe sie und überlege mir Alternativen, bis mir Hirn und Herz bestätigen, richtig entschieden zu haben.

Mit der Schilderung meiner vielleicht abenteuerlich anmutenden Arbeitsweise soll auch deutlich werden, dass ich nicht nach „Rom“ fliege, sondern dorthin pilgere. Auf dem Pilgerweg zur Erleuchtung vermag ich mich aus vertrauten Denkmustern zu befreien, weil ich einen neuen Blick gewinne und mit ihm neue Denkansätze und neue Lösungen. Als ich einem Freund vom Engelberger Symposium und der Intuitions-Thematik erzählte, erwähnte er die umfangreiche Fachliteratur, wollte Autoren und Titel nennen, hielt aber inne und meinte: „Ich glaube, es gibt bei Edgar Allan Poe eine hübsche Passage, in der er einen exzellenten Kartenspieler schildert und dessen stupende Intuition.“

Als bald lag in meiner Post „Der Doppelmord in der Rue Morgue“ mit dem markierten Abschnitt, den ich Ihnen vorlese – als plastische Beschreibung dessen, was Intuition sein kann:

*Der Kartenspieler „merkt sich im Verlauf des Spieles  
jede Veränderung ihres Gesichtsausdruckes (– der Mitspielenden –) und zieht seine Schlüsse aus jedem  
Wort,  
aus jeder Triumph, Überraschung oder Ärger verratenden Geste.  
Aus der Art, wie jemand einen Stich aufnimmt, schließt er darauf,  
ob der Betreffende noch mehr Stiche in dieser Farbe machen kann. Ebenso erkennt er an der Weise,  
wie eine Karte auf den Tisch geworfen wird,  
ob jemand mogelt.  
Ein zufälliges unbedachtes Wort,  
das gelegentliche Fallenlassen oder Umwenden einer Karte,*

*die Ängstlichkeit,  
einen so unbedeutenden Vorgang verbergen zu wollen,  
oder auch die Gleichgültigkeit dagegen,  
das Zählen der Stiche und die Art, sie zu ordnen,  
das verwirrte, zögernde, hastige  
oder übereifrige Wesen des Spielenden,  
alles muss ihm zum Erkennungszeichen dienen,  
das ihm den Stand der Dinge verrät.  
Er macht dabei den Eindruck,  
als erkenne er alles Kraft einer Intuition.  
Wenn die ersten zwei oder drei Runden gespielt sind,  
dann weiß er genau, in welcher Hand die Karten sind,  
und er spielt seine eignen mit einer so absoluten Sicherheit aus,  
als ob sämtliche Mitspielenden ihm ihre zeigten.“*  
Soweit Edgar Allan Poe.

Ersetzen wir „Karten“ durch „Pläne“ und „Spielende“ durch „Bauende“, dann erschliesst sich in etwa jener Teil meiner Arbeit, der dem Spürsinn gehorcht und mich jenen Funken finden lässt, der das Feuer einer brauchbaren Vision entfacht.

## **9 Trial and Error**

Sehr verehrte Damen und Herren:

Mit meinen Ausführungen bin ich der Intuition gefolgt, Sie über meine Schultern in meine Werkstatt blicken zu lassen. Die vermittelten Eindrücke sind realistisch, auch in Bezug auf die Gegenüberstellung von positiven und negativen Erfahrungen.

Der Arbeitsweg zu meinen Bauten bedeutete „trial and error“, „Versuch und Irrtum“. Ansonsten hätte ich mich von Bau zu Bau kopiert.

Mein letzter, das Restaurant auf dem Weisshorn Arosa, sähe im Wesentlichen gleich aus wie mein erster, das Altersheim in Mollis.

„Versuch und Irrtum“ war und ist auf der Suche nach Perfektion mein Programm. Das kritische und selbstkritische Bilanzieren bedarf einiger Ergänzungen:

Rationales und emotionales Entwerfen und Planen im Verbund ist eine der Voraussetzungen fürs Gelingen. Dazu gehört als zweite die Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden, mit den Ingenieuren, Physikern und Handwerkern. Architektur ist kein Alleinberuf.

Zweitens: Wenn ich an meine Bauten denke, dann bin ich stolz, weil ich mir fast ausnahmslos treu bleiben und mit den Bauherrschaften stets Lösungen finden konnte, die nicht dem kleinsten, sondern dem grössten Nenner entsprochen haben.

Ich bin – per saldo und den Lästigkeiten zum Trotz – auf meine Qualitäts-Rechnung gekommen.  
Schliesslich:

Die Intuition war und ist mir die inspirierende Quelle, die geheimnisvolle und verlässliche Energie. Sie beflügelt die Kreativität. Das vernünftige Denken reicht eigentlich nur für den Bau einer Hundehütte. Anspruchsvolleres Bauen verlangt das unvernünftige Querdenken.



Ihre Aufmerksamkeit,  
verehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Symposium, verdanke ich herzlich.